



Zweiunddreißigster Jahrgang.

33.

Donnerstag, am 17. August 1848.

Aus Oberschlesien

von Mar Ring.

II.

Die Kartoffelernte.

„Es faust durch die Stoppeln der Wind,
Komm nimm deine Harke mein Kind,
Wir wollen Kartoffeln jetzt graben.
Wir haben den Boden bestellt,
Mit Schweiß gedüngt unser Feld,
Nun wird die Ernte uns laben.“

„O Vater sieh nur das Kraut,
Die Blätter verbrannt und ergraut,
Als hätte ein Gift sie betroffen.
Der Stengel verdorrt ohne Frucht,
Als hätte ein Geist ihn verflucht;
Vernichtet steht unser Hoffen.“

„Gott ist unser Freund in der Noth,
Er giebt uns das tägliche Brot,
Er wird für die Armen schon sorgen.
Drum grabe nun fleißig Marie,
In der Tiefe findest du sie,
Die schönsten Kartoffeln geborgen.“

Es gräbt das Mädchen voll Fleiß,
Nun scharret der emsige Greis,

Sie haben nur wenig gefunden:
Laut faust durch die Stoppeln der Wind,
Wie zittert das frierende Kind,
Von ärmlichen Lumpen umwunden.

Sie schaufeln bis spät in die Nacht,
Und was sie zusammengebracht
Kann ein mähiges Säcklein schon fassen.
So sah' ich sie traurig und bleich,
Dem Aermsten schienen sie gleich,
Den der letzte Freund hier verlassen.

Ein Aufsammler.

III.

Den Geistlichen.

Euch Priester in den armen Kreisen,
Euch rufe ich zu allermeist:
Nun mögt ihr hülfreich euch beweisen,
Nun Geistliche zeigt euren Geist!

Wohl theilt ihr mit geweihten Händen
Den Leib des Herrn geschäftig aus,
Und schreitet mit den Liebespenden
Voll Heldenmuth von Haus zu Haus.

Doch giebt's im Volke tief're Wunden,
Noch drückt das Volk viel größ're Noth;
Für die kein heilig Del gefunden,
Für die kein benedictes Brot.

D thut wie einst gethan der Meister!
Dem armen Volke hungert sehr,
Erst sorgte er für ihre Geister,
Dann speist' er Tausende und mehr.

Und als man abgeräumt die Tische
Des Ueberflusses Fülle quoll,
Daß noch der Brocken und der Fische
Zwölf Körbe wurden übervoll.

Seid wie der Herr der euch erwählte,
Der in des Grabes dunkler Nacht
Den todten Lazarus beseelte;
D spricht zu eurem Volk: erwacht!

„Erwach aus deinem Todeschlafe,
Der deinen Sinn befangen hält!
Der Blinde ist des Zufalls Sklave,
Drum öffne deinen Blick der Welt!“

„Bohl ist das Leben hartes Ringen
Und schwere Arbeit giebt's dabei,
Doch dir auch muß der Kampf gelingen,
Bist du an Kopf und Gliedern frei.“

So würd' ich sagen, würd' ich deuten,
Wär' ich ein Priester fromm und schlicht.
Jetzt hört man dumpfe Glocken läuten,
Doch Menschenstimmen hört man nicht.

Und eine düstre Weihrauchswolke
Unnebelt manchen hellen Blick;
Ich klage nun mit meinem Volke,
Und still beweine ich sein Geschick.

Ein Zusammentreffen.

Es war im Jahre 1812. Wenige Tage, nachdem Napoleon das erste Schlachtbülletin gegen Rußland erlassen hatte, und die gewöhnlichen Bekanntmachungsfeierlichkeiten verordnet waren, hatte auch eine junge, bleiche, fieberhafte Frau ihr Dachstübchen verlassen und sich vor der Thür ihres düsteren, schmalen, schmutzigen Hauses niedergesetzt, um dem Jubel ihrer Nachbarn wenigstens in der Entfernung zuzuschauen, den die eingegangene Siegesnachricht bei ihnen hervorbrachte. Schon an dem starren Blicke, mit dem dieses arme Weib einem halbnackten Säuglinge die kalte Brust darreichte, konnte der Beobachter entnehmen, daß sie dem tiefsten Elende verfallen.

Mühsam kauerte sich das arme Geschöpf in die Ecke des Hauseinganges, während die bunte Menge sich um sie her lustig machte. Unglücklicherweise war ihr Mann bereits gestorben und von Niemand unterstützt, bewohnte sie mit ihrem Kinde eine Dachkammer in jenem Hause, deren Miethe noch nicht bezahlt war. Der Wirth drohte ihr noch wenige Tage vorher, sie hinauszutwerfen, wenn sie nicht bezahle, kein Bäcker wollte ihr mehr ein Brot auf Kredit geben, und von aller Hilfe durch Verwandte oder Freunde entblößt, mußte sie auch ihre letzten Habseligkeiten in das berühmte Pariser Versatzhaus, den sogenannten Mont de Pieté, tragen, ohne zu wissen, ob sie diese letzten Lumpen jemals werde wieder einlösen können. Wahrhaftig! eine solche Lage ist schrecklich. Das Laster hätte ihr freilich eine Menge Mittel und Wege an die Hand bieten können, sich aus diesem Elende heraus eine bessere Existenz zu verschaffen, allein es giebt, zur Ehre des Geschlechtes sei es gesagt, Gott sei Dank, immer noch Frauenzimmer, die eher sich in das tiefste Wasser stürzen, als für Geld ihre Gefühle auf der Straße veräußern. Dem Sinnlichkeitsteufel gab sich also dieses arme Weib nicht zum Raube, und doch wollte sie mit ihrem Kinde von Tag zu Tag leben; der Hunger, den sie den Tag über erlitten, wurde am Abend noch stärker, die Nacht floh, ohne ihre Augen mit Schlaf zu erquicken und am darauffolgenden Tage quälte sie der Magen nur noch ärger, gleich einem wilden Thiere, das in den Eingeweiden ihres Leibes wühle. O! es ist zum Nasendwerden, wenn man ein Menschenleben so langsam verglimmen sieht, wie ein Licht, dem es an Nahrung fehlt, und doch sich unsere Staatsverfassungszuschneider ob dieses irdischen Himmelreichs in ihren Hofzeitungen noch brüsten! Das arme Weib schwamm in Thränen, ihr krankhafter Zustand hinderte sie an jeder Arbeit, und wollte sie sich nicht selbst tödten, so mußte sie betteln. Aber das Betteln ist ja verboten, doch was kümmerten das arme Weib die Schrecken des Gefängnisses. Für eine Halbtodte, wie sie, gab es keine Furcht mehr. Sie hüllte sich mit ihrem Säugling in ein Tuch, dem letzten Reste ihrer Habe und wankte hinaus aus diesem armseligen Stadtviertel. Am Eingange des Tuilleries-

Gartens hielt sie inne; sie wußte, daß um diese Zeit darin der größte Zusammenfluß von Fremden und Einheimischen stattfände, und auch die Kaiserin ihren gewöhnlichen Spaziergang längs der Terrasse an der Flußseite zu dieser Stunde zu machen pflege. Hinein durfte sie jedoch nicht, indem die an den Eingängen stehenden Schildwachen auch dazumal schon strengen Befehl hatten, nur sauber gekleideten Personen den Eintritt zu gestatten; sie blieb also in einiger Entfernung am Ufer des Flusses gebückt stehen und streckte schüchtern die Hand aus, sobald sich irgend einer der zahlreichen aus- und eingehenden Spaziergänger ihr nahte. Lange kämpfte das arme Weib gegen Hunger und Mattigkeit an, denn Niemand schien sie zu bemerken, die meisten gingen stolz an ihr vorüber und mühsam bewegte sie sich nach einstündigem Warten in der Richtung des Places de la Concorde, um ihre Stelle zu verändern; als sich plötzlich ein sorgfältig gekleideter Mann ihr näherte, ihr prüfend ins Gesicht blickte und sie mehre Sekunden lang stillschweigend betrachtete. Die arme Frau glaubte sich verloren, indem sie diesen Schwarzen für einen verkappten Handlanger des Seelenverkäufers Fouché hielt; doch bald fragte der Fremde mit vieler Herablassung nach ihrem Namen und ihrer Wohnung. Zitternd nannte sie ihm beides, und ehe sie noch recht vollständig ausgesprochen hatte, fühlte sie eine Börse in ihren Händen. Erschrocken und voll Freude wollte sie dem Manne danken, doch schon war der edelmüthige Wohlthäter ihrem Gesichtskreise verschwunden. Kaum daß sie sich von dieser Ueberraschung erholt und sich angeschickt hatte, diesen Glücksplatz zu verlassen, als bald darauf ein wohlgeschämigelter Kammerjunker rasch auf sie zuschritt und sie mit hofmännischer Glattsüßigkeit fragte: Wie alt ihr Kind sei? So alt als der König von Rom! — antwortete die arme Frau, ihres guten Gewissens bewußt, und nicht ahnend, daß Marie Louise dieser Scene von der Terrasse herab zusehe. „Ja, du mein armer Wurm, bist fast in dem nemlichen Augenblicke geboren als Se. Majestät,“ redete sie hierauf zu ihrem Kinde und doch kümmert sich Niemand um dich, als deine arme Mutter, fast in dem nemlichen Augenblicke getauft, hattest du bisher fort-

während nur mit Entbehrungen zu kämpfen; aber heute sollst du gepflegt werden, komm, jetzt sind wir reich, jetzt können wir unsere Miethe bezahlen, und dann wollen wir uns eine recht warme Suppe bereiten. Während dieser Worte hatte der Kämmerling in eine sauber verzierte Briefftasel die Wohnung der Bettlerin mit feinen Glacehandschuhen geschrieben und sich in den Garten der Tuilleries begeben, wo Maria Louise in den Pavillon des Königs von Rom eingetreten war, weil es ein wenig zu regnen anfang. Er erzählte ihr das merkwürdige Zusammentreffen der Geburtsstunde ihres Kindes mit dem der Bettlerin, und Maria Louise ließ sich die Adresse der armen Frau genau mittheilen. Die arme Frau selbst war, glücklicher als sie gekommen, bereits auf dem Heimweg begriffen, und auch der schwarze Fremde hatte bereits trotz des herabfallenden Regens eine halbe Stunde Weges zurückgelegt seit dem Augenblicke, wo er die Bettlerin verlassen und bog um die Ecke der Straße von Marigny, die in weniger Entfernung auf geradem Umwege zu dem Elisee-Bourbon führt, das späterhin Napoleon zu einem seiner Sommeritze bestimmte und der Kaiserin Josephine zu einem Absteigquartiere bei ihren häufigen Ankünften aus ihren Witwensitzen der Malmaison und Navarre mehre Mal diente. Vor diesem Hotel blieb der Fremde einen Augenblick stehen, betrachtete sich zögernd von oben bis unten, wie wenn er es in diesem Anzuge einzutreten nicht wagen wolle, doch schnell schritt er durch den Vorhof, der den Haupteingang von der Straße Faubourg St. Honore trennte, und zog an der Glocke. Ein kaiserlicher Lakai öffnete die große Thüre, neigte sich vor dem Fremden, als ob er ihn bereits kenne und führte denselben sofort zu dem Zimmer der Kaiserin. Aber mein Gott, wo bleiben Sie denn so lange? empfing Josephine den Eintretenden in Gesellschaft ihres Hofkavaliers von Berghem; ich erwarte sie bereits seit einer Stunde; ei, ei, mein Herr Raphael, das ist gar nicht galant Ihrer Freundin gegenüber. Verzeihen Sw. Majestät unterthänigstem Diener diese Bögerung, woran allein ein unvorhergesehenes Zusammentreffen die Schuld trägt. Und welches? fragte Josephine überrascht. Als ich auf meinem

Wege hierher an der Königsbrücke vorüberging, bemerkte ich am Ufer des Flusses ein armes Weib, daß mit seinem Kinde auf dem Schooß ein Raub der innersten Verzweiflung zu werden schien. Ich trat zu ihr näher, fragte sie nach dem Grunde ihres Kummers und nach ihrem Wohnorte und hörte aus ihrem Munde zu meiner Verwunderung den Namen eines meiner Cleven, den ihr der Tod vor ungefähr einem Jahre entriffen. Es lag so viel Ausdruck in den Gesichtszügen des Weibes, der Accent ihrer Aussprache verrieth so viel Empfindung eines früher nicht gewohnten Glends, daß ich ihr in stummer Theilnahme meine Börse in die Hand drückte und mich in diesem schlechten Wetter zu Fuß zu Ihrer Majestät zu wandern genöthigt sah. Sie sind ein braver Mann, mein Lieber, entgegnete Josephine mit vieler Milde; kommen Sie, lassen Sie uns meine letzte Schweizerarbeit (eine Ansicht der Petersinsel im Bielersee) ansehen und dann wollen wir beide unentdeckt bei der armen Frau vorfahren, um uns zu überzeugen, ob sie Ihres Mitleids auch würdig. Josephine besaß einen zu edlen Charakter, um die Ausführung eines solchen menschenfreundlichen Vorsatzes zu verschieben. Zwei Stunden nachher bestieg sie mit ihrem Hofmaler einen Wagen, der sie Beide in Kognito bis vor die Thüre des obenerwähnten, in der entgegengesetzten Vorstadt gelegenen, ärmlichen Hauses brachte. Die Nachbarnleute waren nicht wenig erstaunt, eine Equipage vor dem schmutzigen Eingange des edelen Hauses halten, und zuvörderst einen schwarzgekleideten Mann aussteigen zu sehen, der sich nach der Bettlerin im dritten Stockwerk erkundigt. Zwar hatten Einige unter ihnen längst die Vermuthung gehegt, daß die hilfsbedürftige franke Person im Dachstübchen früher einer besseren Haushaltung angehört haben müsse, als jetzt; doch in Paris, wo die Vermögens- und Chestands-Barometer oft über Nacht fallen, ist man an dergleichen Erscheinungen zu häufig gewöhnt, um eine patriarchalische herzliche Theilnahme, namentlich in diesem Stadtviertel, zu erwarten. Jeder sorgt dort nur für seine eigene Haut und die meisten dieser vorstädtischen Existenzen sind bekanntlich ohne Aussicht auf — morgen. Unter solchen und ähnlichen

Betrachtungen hatte sich der schwarzgekleidete Mann dem Kutschenschlag wieder genähert, einige Worte mit der im Wagen sitzenden Dame gewechselt und hiernächst stieg auch diese sorgfältig verschleierte Frau aus dem Wagen, worauf sie an der Seite ihres Begleiters die Schwelle des Hauses überschritt und mit ihm die engen, unregelmäßigen Stufen der finstern drei Treppen hinauffleg. Oben angekommen, fanden die beiden menschlichen Pilgrimme, die schloßlose Thür der ihnen vom Wirth bezeichneten Dachkammer angelweit offen, und die arme Frau selbst neben ihrem Kinde auf einem fast den ganzen Fußboden der Kammer bedeckenden Strohsacke sanft schlummern. Ein dunkles Gefühl überfiel Beide; schon glaubten sie, daß ihre Hilfe zu spät käme, doch an einer Bewegung des Kindes bemerkten sie, daß auch die Mutter noch athme. Behutsam näherten sich unsere Rettungengel dem ziemlich stark ausdünstenden Strohsacke, neben welchem eine halbzerbrochne Schüssel lag, auf welcher noch einige Ueberreste eines kalten Milchbreies zu sehen waren: ein kalter Milchbrei, vielleicht die einzige Erquickung, welche Mutter und Kind seit langer Zeit genossen! Beim Anblick eines so furchtbaren Glends vermochte sich Josephine kaum länger auf ihren Füßen zu halten, ein schwerer Seufzer entflohr ihrer theilnahmsvollen Brust, und fast einer Ohnmacht nahe, sank sie auf eine Art Holzschemel nieder, der aber unter der ungewohnten Last zusammen zu brechen drohte. Ueber diesem Geräusch erwachte die arme Frau plötzlich aus ihrem Schlummer. Wer malt ihr Erstaunen, als sie sich von diesem vornehmen Besuch überrascht sah! Der Pinsel eines Paul von Verona würde in diesem Erwachen eine dankbare Ausbeute gefunden haben. Gerührt erkundigte sich Josephine in den liebevollsten Ausdrücken nach den Verhältnissen der armen Kranken, die ihr unter einem Strom von Thränen die unverschuldeten Veranlassungen zu einer so traurigen Lage erzählte. Wesentlich gestärkt durch einige kräftige Erfrischungen, welche ihr und ihrem Kinde die unbekanntete Retterhand darreichte, schickte sich Josephine bereits an, die mephitische Atmosphäre der Dachkammer wieder zu verlassen und für die sofortige Besserung der Lage der Kranken nebst ihrem Kinde anderweitig zu

forgen, als sich plötzlich ein Geräusch von Außen her hören ließ, die angelehnte Treppenthür von Neuem sich öffnete, und eine einfach, obwohl reichgekleidete vornehme Dame, unter Vortritt eines kaiserlichen Kammerjüngers, dieser merkwürdigen Scene sich näherte. Mit einer convulsivischen Bewegung hüllte sich unsere zuerst erschienene Wohlthäterin dichter in ihren Schleier und ein Schreck durchfuhr ihre Glieder, als sich die hereintretende Dame gleichfalls der Dachkammer näherte und der neben ihr stehende Begleiter ihr erschrocken in's Ohr raunte: Es ist die Kaiserin Maria Louise! In stummer Ueberraschung sahen sich die beiden Frauen einige Augenblicke einander an. Josephine ergriff jedoch zuerst den Arm ihres Begleiters, verneigte sich als Zeichen des Abschieds gegen die Kranke und entstieg hastig der Treppe dieser geheimnißvollen Dachkammer.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß sich das Loos des kleinen staubgeborenen Geburtstagsgenossen des Königs von Rom nebst dem seiner kranken Mutter noch an demselben Tage sehr vortheilhaft änderte. Aber wie bald sollten auch diesen letztern, trotz seines Hermelins, die Wechselfälle des Lebens treffen!

Gaetano Donizetti.

(Magazin für die Literatur des Auslandes.)

Das gewerbfleißige Bergamo, das sich durch seine malerische Lage und durch den lebhaften Handelsverkehr, der auf seinen Messen stattfindet, unter den Städten des nördlichen Italiens auszeichnet, hat sich auch in den Annalen der Kunst einen Ehrenplatz erworben. Das italienische Theater verdankt ihm einige seiner ersten Celebritäten. Ohne von *Urchino*, dem Vorbilde des *Scapin* und des *Figaro* der neueren Komödie, zu sprechen, der ein Bergamaske war, hat diese alterthümliche Stadt, trotz ihres übellautenden Dialekts und der freischendenden Töne, in denen sich die Einwohner bei ihren gelegentlichen Zänkereien vernehmen lassen, eine nicht geringe Anzahl be-

rühmter Sänger hervorgebracht. Der letzte und größte von ihnen war *Rubini*, dessen gefühlvoller Vortrag und unübertroffene Geschicklichkeit in der Behandlung seiner Stimme ganz Europa zur Bewunderung hinrissen und eine Schule unter den Künstlern begründet haben. Aus Bergamo ist auch *Viatti*, einer der ausgezeichnetsten Violoncellisten neuerer Zeit, gebürtig. Da jedoch die schaffende Kraft stets einen nachhaltigeren, dauerhafteren Einfluß besitzen wird, als das ausübende Talent, so dürfte, aller Wahrscheinlichkeit nach, der musikalische Ruhm Bergamo's sich am längsten in den Werken *Gaetano Donizetti's* erhalten, der 1797 dort zur Welt kam und dessen Körper sie ebendasselbst am 8. April d. J. verließ. Sein Geist hatte schon seit einigen Jahren die Erde verlassen.

Ueber *Donizetti's* Herkunft sind uns keine sehr authentischen Nachrichten zugekommen. Seine musikalische Erziehung begann im Lyceum zu Bergamo, unter der Leitung *Simon Mayer's*. Dieser Komponist, dessen „*Medea*“ durch den Gesang der *Pasta* bekannt ist, besaß nicht viel Genie; er gehörte zu jenen Eklektikern, deren Werke die Fortschritte der Kunst weder befördern, noch zurückhalten. Zum Lehrer mußte er sich jedoch durch die tadellose Korrektheit, die sich in seinen Erzeugnissen kundgiebt, und selbst durch den Mangel an irgend einer scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit recht gut passen. Ein *Salieri* und ein *Albrechtsberger* haben bessere Schüler geliefert, als ein *Mozart* und ein *Beethoven*. So hören wir denn auch, daß der junge *Donizetti*, der aus den Händen *Mayer's* in die nicht minder tüchtige Schule des gelehrten Kontrapunktisten *Mattei* und des Professors *Pilotti* in Bologna überging, sich bald an Duvertüren, Quartetten, Kantaten und Kirchenmusiken wagte, die allerdings eines höheren Werthes entbehren mochten. Ueberhaupt schien das Talent des Jünglings schon im Anfang eher fließend als glänzend oder originell zu sein, und er machte sich nicht so sehr durch Erfindung, als durch geschickte Construction bemerkbar.

Nach seiner Rückkehr von Bologna nach Bergamo mußte sich *Donizetti*, wie ein französisches Journal erzählt, dem Militärdienst unter-

werfen, von dem er nur dadurch befreit werden konnte, daß er einen Erfolg in dem von ihm gewählten Fache errang. Zu diesem Zwecke schrieb er 1818 seine erste Oper, „Heinrich von Burgund“, welche zu Venedig aufgeführt wurde. Von neunzehn Stücken aber, welche Donizetti in den nächsten zehn Jahren komponirt haben soll, erhielt nur eines, „Zoroide in Granada“, in welchem Donzelli und die Schwestern Mombelli in Rom sangen, entschiedenen Beifall. Wir wollen sie hier nicht namhaft machen; ein ziemlich gehaltloses Duett: Senza tanti complimenti, aus dem „Bürgermeister von Saram“, wird bisweilen noch von italiänischen Sängern zweiten Ranges vorgetragen; die komische Oper „Olivo und Pasquale“ erschien vor einigen Jahren auf dem Repertoire des königstädtischen Theaters in Berlin, wurde aber bald ad acta gelegt, und eine andere: L'Ajo nell' Imbarrazzo, fiel, trotz aller Anstrengungen Lablache's, in London durch.

Nach zehnjährigen Versuchen schien also Donizetti unwiederbringlich eine Stelle unter den mittelmäßigen Komponisten eingenommen zu haben, welche für die untergeordneten Theater Italiens tagelöhneru, um den Durst des Publikums nach guten oder schlechten Novitäten zu befriedigen. Allein das Schicksal hatte es anders beschieden. Etwas Originelles und Charakteristisches — etwas, das den werdenden Meister bezeichnete, leuchtete in seiner einundzwanzigsten Oper: L'Esule di Roma, hervor, die 1828 zu Neapel gegeben wurde, und in der die Tosi, Winter und Lablache die Hauptpartieen sangen. „Die Königin von Solconda“, welche hierauf folgte, hatte zwar keine Melodien, die sich mit der gefälligen Musik Verton's in der ursprünglichen „Aline“ vergleichen ließen, enthielt aber doch Passagen, in denen eine Sängerin ihre Kunstfertigkeit geltend machen konnte, und daß der Ruf des Maestro im Steigen war, geht am besten aus der Thatfache hervor, daß man ihm den Auftrag gab, eine Oper für die Pasta zu schreiben, für die er sein zweiunddreißigstes Stück, „Anna Bolena“, 1831 in Mailand in Scene setzte.

Dieses Werk wird noch heute aufgeführt, so oft sich eine Prima Donna findet, die nach der Erb-

schaft der Pasta zu streben wagt. Obgleich es von den stereotypen Gemeinplätzen nicht frei ist, die einem italiänischen Publikum zusagen — obgleich Rossinische Reminiscenzen uns jeden Augenblick darin begegnen, so hat es doch Stellen, in welchen die Individualität des Komponisten durchbricht und die, nebenbei gesagt, gerade in den kritischen Momenten vorkommen. Das Duett im zweiten Akt zwischen der Königin und Jane Seymour mag hiervon als Beispiel dienen, sowie die Bravour-Arie: Coppia iniqua, die, ihrer Eigenschaft als musikalisches Paradeferd ungeachtet, eine tiefe, dramatisch-tragische Leidenschaft ausdrückt.

Von nun an stand Donizetti in der öffentlichen Gunst dem gefühlvollen Bellini zunächst, den weniger feurigen und mehr scholastischen Mercadante hinter sich lassend. Dreiunddreißig Opern folgten der „Anna Bolena“, deren Styl immer charakteristischer, immer effektvoller und immer ansprechender wurde, und die von einem Ende Europa's bis zum anderen auf allen Theatern das Heimathrecht erlangten. Da war der „Liebestrank“, von der ersten bis zur letzten Note die niedrigste Musik, die man sich denken kann, aber dort am schwächsten, wo Rossini am stärksten gewesen wäre — in der Partie des Charlatans Dulcamara, dessen große Arie selbst Lablache nicht von der ihr anklebenden Mattigkeit retten konnte. „Parisina“, „Torquato Tasso“ und „Belisar“ gehen noch immer von Zeit zu Zeit über die Bühne; neben ihnen verdienen „Gemma di Bergny“, „Robert Devereux“ und „Maria di Rohan“ Erwähnung, Letztere namentlich durch das ausgezeichnete tragische Spiel Ronconi's (den man nicht mit seinem königstädtischen Namensvetter von vorigem Winter verwechseln muß). Mit schönerer Musik verbindet „Lucrezia Borgia“ ein besseres Libretto. Durch ein wunderschönes Sertett und ein dankbares Finale für den Tenor ist „Lucie von Lammermoor“ das beliebteste von allen Werken Donizetti's geworden. Was Eigenthümlichkeit des Charakters und malerischen Ausdruck betrifft, hat er aber vielleicht nichts Schöneres geschrieben, als die Nachtszene in Venedig im zweiten Akt des „Marino Faliero“.

mit der Barcarole und der großen Arie, an die seit Rubini's Abgang kein Sänger sich gewagt hat. Wir haben hier zum erstenmal eine völlige Kossagung von jenen durch Rossini vorgeschriebenen oder vielmehr von ihm nach den von Paer gegebenen Andeutungen vervollkommenen Formeln und Schnörkelen, in deren Nachahmung alle neueren italienischen Componisten, mit alleiniger Ausnahme Bellini's, befangen waren. „*Marino Faliero*“ wurde ausdrücklich für jene unvergleichliche Truppe geschrieben, die 1835 in Paris versammelt war und aus Rubini, Tamburini, Lablache, Swanoff und der Grisi bestand. Für dieselbe Saison und dieselben Künstler waren Bellini's „*Baritone*“ komponirt worden, und da nach einem unwandelbaren theatralischen Herkommen zwei Opern nicht gleichzeitig Furore machen können, so mußte, bei dem glänzenden Erfolge der letzteren, die erstere verhältnißmäßig geringeren Beifall finden. Aber nach dem frühzeitigen Tode des armen Bellini, der unmittelbar auf seinen Triumph folgte, mußte es den Impressarien einleuchten, daß von allen italienischen Componisten Donizetti derjenige sei, der, namentlich diesseits der Alpen, die meisten Aussichten habe. Demgemäß erhielt er einen Ruf nach Wien, wo er die „*Linda di Chamouni*“ gab, welche so beliebt wurde, daß sie ihm eine lukrative Anstellung beim Hoftheater eintrug. Jetzt lud auch die Direction der großen Oper in Paris, die sich in ihren Hoffnungen auf ein neues Werk von Meyerbeer getäuscht sah und das Bedürfniß fühlte, ihrem Publikum ansprechendere Musik vorzuführen, als ihr der geschickte, aber melodiearme Halévy bieten konnte, den stets fertigen Maestro ein, für ihre prächtige Bühne zu schreiben. Seinen Vorgängern unähnlich, scheint Donizetti weder geizig, noch irgend eine ungewöhnliche Anstrengung oder Vorbereitung für nöthig gehalten zu haben. Nachdem er 1840 in Paris angekommen, ließ er in schneller Reihenfolge zwei große fünfaktige Opern, „*Les Martyrs*“ und „*Don Sebastian*“ aufführen, welche beide mißglückten; dann „*La Favorite*“, in vier Akten, für Madame Stoltz, Duprez und Baroilhet geschrieben, welche unter seinen ersten Opern als eine der besseren betrachtet werden kann, und

endlich, für die Opéra Comique, „*Die Tochter des Regiments*“, worin Mademoiselle Borgheise ihr Debüt machte. Weder die Sängerin noch das Werk selbst fanden vor dem strengen Richterstuhle der Pariser Kritik Gnade, aber in allen anderen Hauptstädten Europa's gewann die Frische, Reife und Lebhaftigkeit der Musik ihr rauschenden Beifall. Bekanntlich hat auch Jenny Lind in der Titelrolle des Stückes ihre glänzendsten Triumphe gefeiert.

Man hätte glauben sollen, daß es selbst dem fruchtbarsten Talent schwer geworden wäre, so ununterbrochenen Anforderungen zu genügen. Allein die Productivität Donizetti's war fabelhaft, und er scheint jeden Augenblick benutzt zu haben. Man erzählt, daß er einst die Partitur einer Oper in dreißig Stunden zu Stande gebracht, und daß, als er in seiner Jugend einer Banditenschaar in die Hände fiel, er auf ihr Verlangen eine „*Rosamunde*“ in einer einzigen Nacht komponirt habe! Diese Geschichten sind vermuthlich apokryphisch; beglaubigter ist es, daß „*Don Pasquale*“, eines der launigsten, wie eines der letzten seiner Werke, in drei Wochen begonnen und vollendet wurde. In der That schonte sich Donizetti in keiner Hinsicht. Er zog sich nie von der Welt zurück, um in der Stille zu arbeiten; er schrieb nicht nur mehr und fließender als alle seine Zeitgenossen, sondern er füllte auch jede Minute seiner Mußezeit mit den rauschenden, zerstörenden Vergnügungen eines Lebemanns aus, denen er sich mit eben so viel Eifer hingab, als der Lieferung von Theaterstücken für alle Bühnen Europa's.

Aber eine so rastlose Thätigkeit, mit so leidenschaftlicher Genußsucht gepaart, mußte bald ihre Grenze finden. Donizetti's fünfundsechzig Opern — seiner unzähligen und unzählbaren Messen, Motetten, Kammerstücke u. s. w. nicht einmal zu gedenken — konnten nicht hervorgebracht werden, ohne seine Kräfte auf's äußerste in Anspruch zu nehmen, welche durch die Zerstreungen und Ausschweifungen des Pariser Lebens noch mehr erschöpft wurden. Vor vier bis fünf Jahren verfiel er in eine Krankheit, welche allmählig die betrübende Form der Geisteschwäche annahm. Das Gedächtniß verließ ihn; die Bühne

seiner eigenen Werke wurden ihm fremd. Seine Lebenskraft war hin und konnte nicht mehr zurückgerufen werden. Man versuchte Ruhe und ländliche Einsamkeit, zuerst auf seinen eigenen Wunsch, nur zu bald unter der nothwendig gewordenen Aufsicht seiner Verwandten. Umsonst — der geniale Musiker war in schwachsinrige, hoffnungslose Melancholie versunken. Eine Zeitlang blieb er in einer Maison de santé zu Paris, ohne daß die traurigen Symptome im geringsten nachließen; dann brachte man ihn nach seiner Geburtsstadt, in der Hoffnung, daß ein milderes Klima und der Anblick bekannter Gegenstände seine Schwermuth besiegen würden. Allein auch dieses letzte Mittel schlug fehl; sein Geist hüllte sich in immer tiefere Nacht, und als die Hand des Todes endlich seinen Körper berührte, schien der bessere Theil schon längst entflohen.

So starb Gaetano Donizetti, dessen Talent und Energie ihm, haushälterischer angewendet, eine lange und glänzende Laufbahn gesichert hätten. Mit den Heroen der Kunst wollen wir ihn nicht vergleichen; wir wollen ihn nicht einmal seinem Vorbilde, dem eben so unerschöpflichen Rossini, an die Seite stellen; aber bei allem dem hat er in der Musikwelt eine Lücke hinterlassen, die weder ein Verdi noch ein Mercadante, viel weniger denn die *Dii minorum gentium* des italiänischen Theaterhimmels ausfüllen können.

Pässe und Mauthverfahren.

Jener Staat kann auf den bereitwilligsten Gehorsam zählen, der seinen Bürgern das Leben am leichtesten macht. Es giebt Plackereien, welche den Verlust von Königreichen nach sich zu ziehen im Stande sind, und so unglaublich es klingt, die Thatfachen der neuesten Geschichte beweisen es, wo die italiänischen Besitzungen dem bei weiten größten Theile nach dem Hause Oesterreich durch solche unnütze Umständlichkeiten des öffentlichen Dienstes, wie wir das mit dem Worte Plackereien bezeichnen, verloren gingen. Beispiele mögen das belegen.

Es ist der Zweck von Eisenbahnen, die schnellste Bewegung von einem Orte zum andern und die größte Mannigfaltigkeit des Verkehrs im Innern des Landes in raschster Entwicklung möglich zu machen. Sie sind eine Erfindung der Zeit, durch das Bedürfniß der ausgebreitetsten Handels- und Gewerbe-Thätigkeit hervorgerufen, da die stetigen Arbeiten des Ackerbaues für sich allein lange nicht ausreichen, um der Volkszahl, wie die Segnungen des Friedens dieselbe so sehr vervielfacht haben, die nöthige Beschäftigung und Nahrung zu bieten.

Es heißt nun den Vortheil, den diese Schnellbahnen gewähren sollen, und wegen dessen die bürgerliche Gesellschaft dieselben mit solchem Aufwande von Opfern errichtete, wieder theilweise zerstören, wenn man deren Benützung Schwierigkeiten in den Weg legt. Ferner, wie Freiheit der Bewegung den Unterschied zwischen einer belagerten und einer im Genuße aller Vortheile glücklichen Friedens stehenden Stadt ausmacht, so heißt es ganze Provinzen mehr oder weniger in Belagerungszustand erklären, je nachdem man mehr oder weniger Beschränkungen der ungebundenen Beweglichkeit aufhäuft.

Belagerungszustand aber mitten im Frieden ist ein unerträglicher Unsinn, dem sich die bevorrechteten Klassen auf hundert Wegen entzogen und entziehen, und daher dessen unausstehliches Bleigewicht nicht eingestehen wollen, der aber deshalb nicht weniger erdrückend wie eine Felsenmasse auf der Monarchie lastete, und namentlich in den italiänischen Provinzen bei den ununterbrochenen Verbindungen der Bewohner untereinander, bei der Klarheit des Verstandes dort und der Lebendigkeit der Empfindung, die Bitterkeit des Gefühls durch die Dauer der Jahre bis zum wahren Gifte steigerte, so daß man schon vor Jahren auf einer Karte von Italien in einer öffentlichen Anstalt in Padua bei dem Namen Venezia mit Bleistift beige geschrieben den Beisatz lesen konnte: *che lo scoglio di Vienna rende inaccessibile*; als wenn man im Deutschen sagte: „das ist Venedig, dem man sich aber nicht nahen kann, weil das Felsenriff Wien mit seinen erschwerenden Anordnungen dazwischen liegt.“

Es war eine Zeit des tiefsten Friedens, und

doch konnte man die Eisenbahn in Venedig auch nur zu dem Zwecke, das feste Land zu betreten, nicht benützen, ohne früher bei der Polizei einen Erlaubnißschein zu holen, für den größten Theil der Bewohner Venedigs ist aber die Polizei am äußersten Ende der Stadt gelegen. Also keine Möglichkeit, einer unschuldigen plötzlichen Regung zu folgen, und einem scheidenden Freund oder sein eigenes Kind eine Strecke weiter zu begleiten, wenn das nicht schon vorher überlegt und vorbereitet war; keine augenblickliche Eingebung, die aber ungesäumter Ausführung bedurfte, kein sich dringend einstellender Zwischenfall, alles erforderte erst die mühsamen angeordneten Voranstalten. Was Wunder, wenn der Italiener darin nur tägliches und noch dazu ganz zweck- und nutzloses Kettengerassel erblickte.

Aber nicht genug mit diesen einleitenden Umständenlichkeiten, man fuhr nun wirklich ab, z. B. nach dem zwei Posten entfernten Treviso, wo man von Mestre aus den Gesellschaftswagen bestieg; schon Mitte Wegs wurde angehalten, die Pässe abgefordert und eine halbe Stunde mit deren Untersuchung zugebracht; oder man ging nach Padua, was man in nicht vollen zwei Stunden erreichte, ohne den Waggon verlassen zu haben, man bestieg da irgend ein Gefährt, um vom Bahnhofe in das Innere der Stadt zu gelangen, wie der Wagen durch das Thor rollte, stürzte schon der Polizeimann herbei: „Paß! Paß!“ — Beim Himmel, wie jämmerlich zeigte sich da der mächtige Staat Oesterreich! Diese Angst, wenn sich ein Paar Duzend Menschen auf einige Meilen bewegen! Diese Eier nach einem in alle Falten gebogenen Stücke Papier! Nun, und gelang es durch dreißig Jahre solcher ermüdenden, Unterthan wie Staat erniedrigenden Vorsicht, als die Stunde der Gefahr kam, sie um einen Augenblick zu verzögern? Alle diese mit kleinlichem Brunken von Macht aufgestellten trotzigem Polizeimänner, alle die wichtigen Polizeikommissäre, dieses ganze höchst kostspielige Gerüste der ineinander greifendsten, sich von Stadt zu Stadt wiederholenden Beaufsichtigung und Ueberwachung jeder Bewegung auf allen Land- und Wasserstraßen, konnte es auch nur den Schatten von wirklicher Gefahr abwehren? Und wenn ein Hauch von

Mitgefühl für die große Masse der Staatsbürger bei den damaligen Gewalthabern alle diese Fesseln schon vor Jahren gesprengt, und die eigenen wie die fremden Unterthanen davon entledigt hätte, wären die Ereignisse der letzten Monate wohl furchtbarer hereingestürzt? Zu was aber drückende Maßregeln, die doch keine Gefahr verhüten, sie eher heraufbeschwören?

So in den Augen des Auslandes herabwürdigend, wirkt diese den Staatsbürger jeden Augenblick der trotzigem Anfrage des gemeinsten Wachtmannes unwiderruflich unterwerfende, den lauern den Argwohn eines Schwächlings ausdrückende Einrichtung, so alles erhebende Selbstbewußtsein zerstörend, worauf doch alle kräftigere Geistes-thätigkeit in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, aller Aufschwung in Handel und Wandel beruht, wie das Beispiel des immer aufrecht auftretenden, aber dagegen auch unermüdeten und die halbe Welt sich zinsbar erhaltenden Engländers zeigt; daß es als von wahrer Wichtigkeit erscheint, diese Giftpflanze, was bis zu diesem Augenblicke nicht der Fall ist, aus dem Innern der Staatsverwaltung ausgeschieden zu sehen, denn nur übertüncht ist das Uebel an den nächsten Thoren der Hauptstadt, es besteht aber noch in voller schädlicher Wirksamkeit in etwas weiterer Entfernung und an allen Grenzen des Reiches.

Ein Reisender, selbst ein Inländer, will z. B. von Regensburg nach Wien das Donaudampfschiff benützen. Sogleich beginnt der alte Schnürleib der unglücklichen früheren, zwar gestürzten, aber doch noch überall wankenden Verwaltung. Der bairische Beamte erklärt, selbst Oesterreicher nicht eintragen zu dürfen, ohne denselben ihren Paß abzunehmen, der dann in Linz bei der Polizeidirektion abzuholen kommt. (Dieselbe Maßregel tritt auch im Innern der Monarchie bei den von Triest mit dem Postwagen nach Wien Abreisenden ein.) Wozu eine Beschränkung, die mich von dem Augenblicke an außer Stand setzt, außer unter vielen Umständen, meine Abreise zu verspäten, an einem Zwischenorte, nach der Eingebung des Augenblicks zu verweilen, in irgend einer beliebigen mehr zusagenden Richtung meine Reise fortzusetzen? Warum reicht es ferner nicht hin, daß der Schiffsbeamte die Pässe, wie

auf den rheinischen Schiffen, kurz vor dem Anlanden bei dem Grenzamte den Reisenden abfordert, um sie da gesammelt und geordnet zu übergeben? Wenn der dortige Polizeibeamte, der ja ein Mann des vollsten Vertrauens sein kann, kein befremdendes Anzeichen gewahrt, warum werden die visirten Pässe nicht sogleich wieder beim Weiterfahren zurückgestellt?

In Linz sollte man denken, wäre man nach zweimaliger Prüfung ohne weiterer Bevormundung als der eigenen im Inneren der Monarchie der freien Bewegung anheim gegeben? Aber bei dem Eingange zum österreichischen Dampfschiffe, das die weitere Fahrt fortsetzt, stehen wieder zwei Polizeimänner; man hat mit seinem Paß zugleich einen Passirschein erhalten, und den haben diese Sicherheitswachen von Jedem entgegen zu nehmen, der das Schiff betreten will. Am Rhein besteht nichts Aehnliches, und doch lebt man dort in vollkommener Ruhe und Sicherheit! Wenn in England bei jedem Dampfschiff, so oft es ankömmt und abfährt, Polizei stehen, wenn für jeden Reisenden dort erst ein Passirschein angefertigt werden sollte! Es ist ein wahrlich kläglicher Mißbrauch des öffentlichen Ansehens, und herzlich zu wünschen, daß alle diese kostspieligen, eine so große Zahl ganz unnütz beschäftigter und bezahlter Beamten erfordernden Weiläufigkeiten baldigst verschwinden.

Grenzmauthen sind für das Volk der Reisenden ein großer Stein des Anstoßes in allen Ländern, in Oesterreich übrigens nicht mehr als irgendwo; doch liegt noch in dem in diesem Augenblicke bestehenden Verfahren der volle Ausdruck der früheren Verwaltung, die, weil sie den Beamten nicht ehren, nicht durch männliche Verteilung von Belohnung und Strafe herrschen wollte, überall kostspielige, die Beamtenzahl unnütz vermehrende Umständlichkeiten, Aufsicht über Aufsicht häufte, um gleichsam auf mechanischem Wege Uebertretungen unmöglich zu machen. Der Reisende kömmt an, das Gepäck wird in dem Amtlocale aufgestellt, der Untersuchungsbeamte tritt von Behältniß zu Behältniß, und handelt in Gegenwart des jedesmaligen Besitzers seines Amtes: So ist es am Rhein, an den Grenzen des Zollvereines. Was bedarf es da einer eigens für die „mit dem Dampfschiffe in Linz ankommenden“

auf großem Papiere gedruckten, von zwei Beamten auszufertigenden, mit einem Druckstempel auszustattenden Erklärung, die jedem Einzelnen eingehändigt wird, und von demselben zu unterfertigen kömmt, mit Anführung der „Anzahl und Gattung der Behältnisse, Koffer, Nachsäcke, Hutschachtel, Mantelsäcke, Schachteln, Portefeuilles, Chatouilles, Paquets, Kisten; mit Angabe der gebührfreien Gegenstände und ebenso der Angabe der Gegenstände, die der Eingang-, Zoll- oder Verzehrungssteuer-Gebühr unterliegen“ (das soll der Fremde Alles verstehen, oder sich erst darüber belehren lassen) nach Werth in Gulden und Kreuzern — ganz in der Art, wie man in Italien in den letzteren Jahren, um irgend eine Kleinigkeit, ein Schulzeugniß z. B. stempeln zu lassen, ruhig abwarten mußte, daß einem nebenbei auch ein gedrucktes, mit mehreren Unterschriften ausgefertigtes Zeugniß eingehändigt wurde, worin der bezahlte Betrag und Gattung der Urkunde eigens angegeben war. — O Vollenbung der Kameralistik! die allerdings die Kanzleien füllt, aber die Herzen entfremdet, und ein Staat ist nur in dem Maße mächtig, als die Bürger darin glücklich sind.

W. Z.

Der Pilger.

Ein Roman aus dem Holländischen

von

Hazenbroek.

Frei übersetzt von W. C.

(Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Monde waren vergangen, und die Natur, welche immer fortgeht, hatte indessen ihre Gestalt verändert. Knospen hatten sich zu Blättern entwickelt, Blüten waren zu Früchten ausgebildet, und der Sommer war mit seinem vielfarbigen Blumenteppeich anstatt des Lenzes eingetreten. Wenn schon im Reich der Natur solche Veränderungen stattgefunden hatten, war doch auch im

Reich der Geister ein Fortschritt geschehen. Vorsätze waren entwickelt, Pläne waren gereift und Traurigkeit war in sanfte Wehmuth übergegangen.

An einem Morgen war es bei Schönlicht auf dem freien Platz sehr munter. Es war dort ein Gedränge von denen, die gingen und die kamen, von Menschen und von Thieren. Lakaien führten die Handpferde von angekommenen jungen Reitern fort nach dem Stall, Andere ließen die vier schönen Isabellen, welche vor die Wagen des Herrn Waldemar gespannt waren, über die Ebene hin und her traben. Wie hätte der Mann sich geärgert, wenn er gesehen, wie lange seine Pferde in der freien Luft standen, mit den Hufen stampften und vor Ungeduld wieherten, bis es Ottilien gelegen war, einzusteigen. Immer war es ihre Freude, auf sich warten zu lassen, aber heute mußte sie unausstehlich lange damit zu thun haben, um den kleinen Hut von rosafarbener Seide mit dem Spitzenschleier aufzusetzen und um den langen schwarzen Shawl anzulegen; aber nicht bloß die Pferde waren ungeduldig geworden, auch die Menschen schienen es zu sein. An den Zimmern des Saales standen einige Damen mit verstimmten Gesichtern, sie zogen an den Fingern der Glacéhandschuhe, welche sie trugen, und blickten bald nach den Wagen draußen, bald nach der Zimmerthüre, aus welcher die kommen sollte, die das Zeichen zum Ausbruch geben sollte. Die übrigen Personen schienen über das Warten weniger verdrießlich.

Einige der Herren verkürzten sich die Zeit damit, daß sie einander ihre kleinen Liebesgeschichten mittheilten; dazu gehörten die beiden Herren, welche nach der fremdartigsten Mode gekleidet waren und so fern als möglich von den Andern Arm in Arm einhergingen.

„Nein, van Meerveld,“ sprach der kleinste, dessen schmale Taille deutlich den Schnürleib verrieth — „Aber, ich meine, Sie täuschen sich; die Eifersucht macht, daß Sie doppelt sehen.“

„Was Kufuf! Wie kommen Sie darauf, immer von meiner Eifersucht zu reden; Louis! wie viel tausend Mal soll ich Ihnen noch wiederholen, daß ich ganz gleichgültig gegen die herrschsüchtige Semiramis bin, vor welcher ich kniee? Ich sage Ihnen nochmals, ich verlange von

ihr nur, daß sie mich zum König machen soll. Ich ihre Hand, und der Jude oder ein Anderer ihr Herz, das gilt mir gleich! aber zu sehen, daß sie im Begriff steht, beides zugleich an diesen Eindringling wegzugeben, das muß mich schrecklich ärgern!“ Dabei schlug er mit seinem Bambusstock gegen die Gruppe von Marmorfiguren auf dem Platz vor dem Hause.

„St!“ sagte sein Freund. „Lassen Sie uns vorsichtig sein! Sollte die kleine Zauberhexe uns behorcht haben?“ — er wies dabei auf ein Kammermädchen, welches plötzlich in ihrer Nähe hinter einer Pyramide von Blumentöpfen aufgesprungen war, und nun gemächlich auf das Haus zutrippelte.

„Es ist mir gleichgültig,“ sagte van Meerveld mit allem Heldenmuth eines unglücklichen Liebhabers, „mag sie doch hören, wie ich über sie denke, und wie sie in's Gerede kommen wird, wenn sie noch ferner ihre Gunst so wegwirft. Ich glaube wirklich...“ sprach er, und sah durch seine Lorgnette: „Ja wirklich, sie nimmt ihn in ihren Wagen! Nur so fort, schöne Dame, aber wisse, daß ich mich bedanke, der Schlepenträger von deinen Gesellschafterinnen zu sein. Da bleibe ich lieber fort!“

„Das wäre das Allerdümmste,“ bemerkte der Mann mit dem Schnürleib, „laß mich! Gerade die einsältige Vertraulichkeit mit dem Juden soll uns zu Passe kommen; das geht nicht ruhig ab, und im trüben Wasser ist gut fischen. Allons, un peu de constance.“

Van Meerveld ließ sich mitziehen, und die beiden Herren kamen grade an, als die zwei ersten Wagen langsam vordröhren, um dem letzten Platz zu machen. „Nach der Kunstausstellung!“ rief Lucas dem ersten Kutscher zu, schnell schwang er sich dann auf den Wagen, in welchem die schönen Damen mit Israeli saßen.

Der Zug setzte sich nun nach dem Burgwall in Bewegung. Ottilie hatte es gewünscht. Schnaubend wie ein muthiges Ross fuhr der Wind durch die hohen Bäume und streute die Blätter von den Herbstblumen auf den Boden, er streifte die blauen Blüten der Krausemünze von den gelb gewordenen Stengeln. Die Sonne war verborgen, nur Staubwolken wurden von den Wagen

nach der Wetterseite zu emporgewirbelt. Die Damen suchten auf verschiedene Art sich vor dem Staube zu schützen; vergebens, der Wind spottete der schwachen Abwehr, welche ihm entgegengestellt wurde, und entführte mit einem Stoße das leichte Parasol, welches Josua aus dem Wagen hielt, um Ottilien gegen seine Heftigkeit zu beschirmen. „Was ist das Holland doch für ein trauriges Land,“ sprach Ottilie; „sechs Tage hindurch ist hier Regen und am siebenten Unwetter. Wie können Sie hier so lange aushalten, Herr Israeli. Ich an Ihrer Stelle eilte nach meinem Vaterlande zurück, wo die Citronen blühen.“

„Ich habe grade in dem Holland, welches Sie so sehr schelten, die schönsten Tage erlebt,“ war Josua's Antwort.

„So, wie heute, zum Beispiel?“

„Gewiß!“ antwortete er, und sah Ottilien mit einem Blick voller Liebe an, während ein frohes Lächeln um seinen schönen Mund schwebte.

„Der Herr denkt dann anders darüber als seine Landsleute; einer von ihnen sprach sich noch kürzlich über die Kälte hier aus“ — bemerkte eine der beiden Damen.

„Vielleicht verstehen wohl beide unter Wärme und Kälte etwas anderes, als was im Klima liegt. Wie denken Sie darüber, meine Liebe?“ fragte die Andere Ottilien etwas boshaft.

„Ich weiß es nicht, ma chère. Solche tiefgehende Untersuchungen fallen mehr in Ihr Bereich, als in das meinige,“ sagte Ottilie, und sah die Menschenkennerin mit dem spottenden Auge und lächelnd an, dann wandte sie sich zu Josua, und sagte: „Es thut mir leid, daß unsere Flora nicht sich zum Mitgehen bewegen ließ, aber ich kann doch sehr wohl begreifen, daß sie lieber zu Hause blieb.“

„Ich auch,“ war seine Antwort, „denn bei den Bildern wird sie doch immer an Giulio erinnert.“

„Das dachte ich auch,“ sagte Ottilie; „deshalb nahm ich alle aus dem Zimmer fort, welches sie bezogen hat.“

Man fuhr jetzt in die Stadt, und das Gespräch hörte auf, als der Wagen über das Pflaster hinrasselte und man in die vollen Straßen kam. Auf dem Burgwall gingen gepuzte Damen auf

und nieder, viele Kutschen fuhren hinauf und kamen wieder zurück. Vor dem Portal des alten Rathhauses wichen die Miethkutschen ehrerbietig zurück und machten dem herrschaftlichen Wagen Platz, in welchem sich unsere Gesellschaft befand; sofort wurde ausgestiegen. Im Innern des Gebäudes konnte man schon leichter fortkommen. Es war gegen drei Uhr, viele Herren kamen aus dem Saal heraus, um nach der Börse zu gehen, hernach gerieth man in den Strom der Menge, und wurde von ihm fortgetragen, wie alle Ströme forttragen, die Menschen- und die Zeitströme, die Moden- und die Wasserströme, alle auf gleiche Weise.

Die Besichtigung nahm ihren Anfang. Fräulein van Waldemar handhabte selbst den Pinsel, und machte — wie sich von selbst versteht, auf eine zarte Weise — Anspruch auf ein wenig Talent und auf viel Geschmack. So wurde sie mit ihrem Urtheil beschwerlich, wie diejenigen es immer werden, welche halbe Künstler sind und ganze Recensenten. Hier war etwas an dem Vordergrunde zu verbessern, dort hätte die Tiefe stärker genug sein können, ein anderes Mal war die Färbung zu stark.

Ottilie ging bei Blumen- und Fruchtstücken gleich vorüber, denn dergleichen schrieb sie den Talenten zweiten Ranges zu; dagegen stand sie so lange bei jedem geschichtlichen Gemälde still, daß es ihre Cavaliere langweilig fanden. Statt nach den Bildern sahen sie vielmehr nach der schönen Haltung von Ottilie, wie sie davor stand, und als sie auch darüber genug gestaunt hatten, nach den Damen in der Runde.

„Sieh einmal,“ flüsterte Louis kaum hörbar zu van Meerveld; sieh einmal da drüben, was für eine hübsche Gestalt! nein, links mußt Du sehen, ganz nahe dem alten Mann. Ich wollte, die Eigenthümerin sähe sich etwas um, dann wollte ich schon dafür sorgen, daß sie es thäte!“

Außer dem, an welchen dieses Wort zunächst gerichtet war, blickten alle Herren sich um, die es verstanden hatten; nicht, daß sie eigentlich neugierig sind, sie haben nur eine etwas starke Wissbegierde, und da dieses eine Tugend ist, so erklärt sich, daß mein Held davon auch etwas abhaben mußte. Er sah sich denn auch um, aber

ob die Gestalt ihm zu schön war oder was sonst... er wandte gleich den Kopf wieder ab, und suchte Ottilien in ein Gespräch über das Bild zu verwickeln, vor dem sie standen. Ottilie sprach eifrig, und wenn sie einmal angefangen hatte, blieb sie anhaltend; so verloren sich jene beiden Personen, das junge Mädchen mit ihrem Begleiter unter der Menge, und die Anderen traten an ihren Platz. Es war vor Piemans Bild, Charlotte von Bourbon, die ihren verwundeten Gemahl verpflegt. Alle fanden es vortrefflich, außer Israeli, der sich zuweilen ängstlich umsah, und dessen Blicke, wenn er unbemerkt war, ängstlich über die Menge hinschweiften. Was er zu sehen fürchtete, war verschwunden, und mit mehr Ruhe folgte er der Gesellschaft in den zweiten Saal. Wenn man dort eintrat, bemerkte man das Andrängen vieler Menschen vor einem großen Bilde, und Ottilie wollte gleich dorthin gehen, um zu untersuchen, was es sei.

Das gebieterische Betragen Ottiliens und ihre ausgezeichnete Haltung machten, daß sie schnell in den Kreis eindrang und daß ihr Raum gemacht wurde. Die Herren wichen von selbst vor der schönen Dame auf die Seite, und die Damen ließen sich durch sie auf die Seite schieben. An einem öffentlichen Orte gilt Dreistigkeit oft für Recht. Ottilie ließ den Zug ihrer Begleiter nachfolgen, so gut diese es vermochten; sie selbst war nun so weit vorgedrungen, um zu erkennen, was jenes für ein ausgezeichnetes Stück war. Zu ihrem Erstaunen war es wirklich vortrefflich; es war das Bild von Krüsemann: Jochebed und ihr Kind Moses. Schon sah Ottilie deutlich, wie jene Gestalt niederkniete und die schönen schwarzen Augen betend in stillem Entzücken nach dem Jehovah der Hilfe emporrichtete, aber der niedere Theil des Gemäldes war noch vor ihr verdeckt, das Ufer des Nils, an welchem jene kniete, das hohe Papyruschilf und die üppigen Wasserpflanzen, welche ordentlich zu leben schienen; ferner der Korb, in welchem jener große Schatz geborgen war; eben hatten die bebenden Finger von Jochebed ihn niedergelassen und dem Strom übergeben, welcher darauf ihr Kind in einen königlichen Palaß führen sollte.

„Welch ein engelgleiches Kind!“ klang es

aus dem Munde derer, die an dem Bilde zunächst standen.

„Mit Ihrer Erlaubniß,“ sagte Ottilie und klopfte eine Dame, welche sie am Sehen hinderte, ziemlich stark auf die Schulter. „Darf ich,“ und dabei wollte sie vortreten.

Diese wollte ihr Platz machen, ohne das Auge von einem Gemälde abzuwenden, welches sie so sehr anzog; aber ihr Begleiter faßte kräftig ihren Arm, und zwang sie, stehen zu bleiben. — „Be-eile Dich nicht! sieh Dir das Bild gemächlich an, so lange Du willst, ohne Dich an eine Isabel wie diese zu kümmern!“ So sprach er, und sah sich nach der Fräulein van Waldemar ärgerlich um; dann fügte er hinzu: „Sie können wohl auch warten, meine ich, sonst sollen Sie es an diesem Orte lernen, schöne Dame! Wir bleiben manchmal auch still stehen. Wenn einer von den Eurigen dieses Bild malte, so nahm er es doch aus unserer Geschichte; daher ist es unser gutes Recht, daß wir es zuerst betrachten;“ und er kehrte sich von ihr wieder ab nach dem Bilde zu.

Auch die allermuthigste Frau sieht sich nach männlichem Schutze um, wenn man sie beleidigt. Ottilie that dieses auch, aber umsonst. Die Anderen folgten erst von fern der Bahn, welche sie eröffnet hatte; doch drängten sich einige Herren durch, die entdeckt hatten, daß die hübsche Gestalt sich innerhalb des Kreises vor jenem Bilde befinden mochte. Wirklich war es so; sie stand grade vor Ottilie; es war eben jenes Mädchen, mit welchem der beschriebene Austritt stattgehabt hatte. Sie war gekränkt durch den strengen Blick des Fräuleins, welchen sie beim Umsehen bemerkte. Die Arme! bald ging es ihr noch schlimmer, die Herren waren jetzt so weit vorgedrungen, und mit einem Takt, der allen Dandies eigen ist, merkten sie, daß das junge Mädchen hier vereinzelt stand; dreist, wie es zum guten Ton gehört, richteten sie ihre Lognetten auf sie, während sie ihnen noch immer den Rücken kehrte. Sie bemerkte es kaum, aber desto mehr ihr Vater. Eine Zeit lang bezwang dieser seinen Zorn, dann sprühten seine Augen Flammen; aber die jungen Leute kehrten sich wenig daran und lognettirteten immer fort, bis die Geduld des Alten zu Ende war. „Seht euch vor, ihr Dachsen von Basan,

gebt euch mit euren eigenen Weibern zufrieden, ihr, die ihr auf dem Berge von Samarien wohnt!“ — so fuhr er sie an.

Seine zornige Stimme hatte große Wirkung; Lea blickte sich um und Josua kam eilends näher; die jungen Herren riefen aber aus: „Ach, was für ein hübsches Judenmädchen.“

Das Blut kochte Israeli'n, er öffnete schon den Mund, um das Mädchen zu vertheidigen, da traf ihr Blick den seinigen, und er las darin: „laßt es sein und schweigt!“ Was sollte er thun? Für ihn hing so viel von einem einzigen Worte ab; Alles gebot ihm zu schweigen, Alles außer seinem Ehrgefühl; aber was vermochte das gegen seine Liebe? er schwieg. Wahrscheinlich hatte Lea es doch etwas anders gemeint, wahrscheinlich fand sie, der junge Mann habe ihr doch gar zu schnell Gehorsam geleistet; sie unterdrückte einen Seufzer, als sie ihr Auge von ihm ab nach Ottilie wandte, deren Namen sie jetzt errieth. Das war sie also, die Rose von Jericho, die verbotene Blume, welche Josua wünschte die seinige zu nennen. O, sie war schön, das war sicher wahr, aber dennoch — Mit Mühe zog Lea das Auge von ihr ab, denn sie wollte sich dieses herrliche Bild recht tief einprägen, um es dann zu Hause mit einem andern zu vergleichen, das viel weniger reizend war, und das sie im Spiegel zu sehen bekam.

„Komm, Kind, komm; es wird mir hier zu voll,“ sagte ihr Vater, indem er sich von dem Gemälde abwandte, das er nach Abweisung der jungen Leute wieder andächtig betrachtet hatte, und Lea, dankbar, daß Mazzo Josua nicht entdeckt hatte, beeilte sich den ihr angebotenen Arm anzunehmen und nach Hause zu gehen. Als sie aus dem engen Kreise in's Freie gekommen waren, erleichterte ein Seufzer die beklemmte Brust von Lea. „Warte hier, und sieh inzwischen Dir diese Landschaft an; ich komme gleich zurück,“ so sagte ihr Vater zu ihr; er verließ sie, und vorsichtig wie die Schlange, die auf ihre Beute zuschießt, schlich er sich wieder durch den dichten Menschenstrom nach dem Plage, wo Lea gestanden hatte und Ottilie sich jetzt befand.

„Was für eine schöne Jüdin ist diese Jochebed, Herr Israeli! Wenn Sie dieselbe in der Vorstellung mit dem bleichen Judenmädchen ver-

gleichen, das eben hier war, müssen Sie mir zugeben, daß Schönheit kein Erbgut unter den Töchtern unsers Volkes geblieben ist.“

Josua wollte antworten, da hörte er Worte von einer anderen Stimme. Flüsternd, leise und doch scharf klang sie ihm in's Ohr: „Als Moses sah, daß ein Aegypter einen Hebräer schlug, da tödtete er ihn; und Ihr gebt zu, daß die Gojim eine Schwester beschimpfen — ein Weib!“ Mit glühendem Gesicht sah der Jüngling sich um; der Mann, welchem die Stimme angehörte, war schon fort. Ein blondes Männchen, das dicht hinter ihm stand, sah ihn mit seinen lichtblauen gutmüthigen Augen staunend an, und begegnete seinem düsteren Blicke.

„Was fehlt Ihnen denn heute, Herr Israeli, Sie sind so entsetzlich distrairt, daß man es kaum aushalten kann?“ — so sprach Ottilie zu dem jungen Mann, der ihr die Frage zu beantworten versäumt hatte, ob nun die Schönheit der Jüdin ein Erbtheil der Christinnen geworden sei, und sie endigte mit dem Verweise: „Wenn es Sie langweilt, so können Sie immer nach Hause gehen; mir bleiben noch Begleiter genug übrig.“

„O bewahre! ich unterhalte mich vortreflich, wie könnte ich anders in Ihrer Gegenwart,“ — so antwortete Josua, um sich während der ferneren Betrachtung der Gemälde heiter zu zeigen.

Ottilie machte aber größere Ansprüche. Sie blieb verstimmt, und als die Gesellschaft wieder nach Schönsicht zurückkam, behielt sie nur van Meerveld und seinen Freund zu Tische. „Siehst Du,“ flüsterte Louis diesem in's Ohr, als Josua fortging, „da kannst Du erkennen, daß ich Dir einen guten Rath gegeben habe!“

(Fortsetzung folgt.)

Petersburger Chronik.

Den 11/23. Juni.

Das Beste, was uns die vergangene Woche bringen konnte und auch wirklich gebracht hat, war eine Verminderung der Begräbniße. Es ist jetzt nichts Selteneres mehr, keinem Leichenzuge zu begegnen, wenn man den großen Prospekt von Wasili-Dstrow entlang geht, durch den

sich gegen das Ende des vorigen Monats von früh bis spät ein ununterbrochener schwarzer Faden zog. Der Eisenbahn-Omnibus, welcher die Erste Linie befährt, mußte regelmäßig an der Ecke des Prospektes einige Minuten halten, um seinen geschäftigen dunkeln Kameraden, der auch für Alle, früher oder später, bereit ist, vorüber zu lassen. Während dieses kleinen Haltes war es stets interessant, die zehn oder zwölf Gesichter der Omnibus-Gesellschaft zu beobachten. Die Mehrzahl der Passagiere schlugen mit frommer Ergebenheit in den Blicken ihr Kreuz, einige wandten sich dagegen erschrocken ab, andere suchten gleichgiltig auszugehen, während mancher mit feuchtem Blicke die Trauerzüge überfah, aus deren Mitte die Särge, welche die hiesige Sitte bunt zu schmücken pflegt, so grell hervortraten. Wer kann sich einer Thräne erwehren, wenn er an alle die Hoffnungen und Entwürfe denkt, die, sei es unter Blumen und goldenen Glittern auf florbehangenem Katafalk, sei es zwischen unbehobelten Brettern auf den Schultern armer Leute, in diesen Tagen zu Grabe getragen wurden! — Nur der Kondukteur des Omnibus sah in der Regel mürrisch drein, denn ein Kondukteur ist an die pendelartige Bewegung seines Daseins so gewöhnt, daß ihm jeder Stillstand verhaßt sein muß; daher läßt er auch nie gern den Wagen vollständig halten, sondern wenigstens im Schritte weiter gehen, während ein Passagier aus- oder einsteigt, und nichts gewinnt ihm eher ein zufriedenes Lächeln ab, als wenn sich Jemand ohne das Defrescendo des Trittes abzuwarten, leichtfüßig vom Tritte schwingt.

Von einer Verbesserung des Gesundheitszustandes hiesiger Gegend zeugt auch die Wiederkehr der Schwalben, die uns im Juni verlassen hatten, nachdem sie kaum ihre Nester gebaut. Sie wissen, wie es scheint, mehr von der Meteorologie und Theorie der Miasmen, als wir mit all unserer Gelehrsamkeit von magnetischem Fluidum, positiver und negativer Elektrizität, tellurischen Einflüssen u. dgl. m.

Im übrigen hat uns diese Woche gebracht, was Sommerwochen hier überhaupt bringen: viel Anstalten zum Vergnügen und, wie es bei den jetzigen Zeitläuften nicht wohl anders sein kann, —

wenig Vergnügen, beständige Gartenmusik und unbeständiges Wetter, viel Orchester und wenig Zuhörer, eine Wiederholung des freundlichen Rosenfestes, eine Lustschiffahrt, die — wieder abgesetzt und auf gelegnere Zeiten vertagt wurde. Und das ist Alles.

Wie man Lust haben kann, sich, nicht etwa zu wissenschaftlichen Zwecken, sondern bloß zum Zeitvertreib der gaffenden Menge, in die Wolken zu verlieren, besonders wenn man das abschreckende Beispiel des armen Ledet vor Augen hat, ist etwas ganz Unbegreifliches. Gewöhnlich sind die Kosten eines Luftballons um gar vieles größer als die Einnahme, die sich im glücklichsten Falle erwarten läßt. Gewinnsucht kann also die Lustschiffer, wenn sie zugleich die Unternehmer sind, nicht bestimmen; was aber sonst? der Ruhm? — Wenn es rühmlich ist, Muth zu besitzen und den Tod nicht zu scheuen, so braucht man deshalb nicht in die Luft hinaufzusteigen; man findet auf der Erde, und grade jetzt täglich und stündlich, Gelegenheit genug, sich diesen Ruhm zu erwerben, und zwar zum Besten seines Nächsten. Aber wem ist mit einer sogenannten Lustschiffahrt gedient? Ja, wenn die Lustschiffer wirklich Miene machten, diesen Namen mit der That zu verdienen und nicht bloß der Ballast ihres Ballons zu sein! Statt dessen aber liefern sie durch ihr Aufsteigen nur einen überflüssigen und ärgerlichen Beweis mehr, daß die Menschheit seit einem halben Jahrhundert alle Zubehör zu einer herrlichen Erfindung in Händen hat und doch die Erfindung nicht machen kann. Den Unternehmern aber, die einen Lustschiffer miethen, d. h. auf fremde Gefahr, wenn auch mit ihrem Gelde, spekuliren, geschieht es ganz recht, wenn sie dabei ihre Rechnung nicht finden.

Die Zahl unserer Garten-Orchester nimmt täglich zu. Außer Gungl, Hillmann und Schindler, haben wir nun noch ein Orchester Krämer. Dies letztere ließ sich unter anderm am vergangenen Sonntage im Alexander-Park, bei der Festung, hören. An Zuhörern fehlte es eben nicht, aber der Gastwirth hatte die Sache so eingerichtet, daß nur wenige in die Versuchung kamen, das Eintrittsgeld von 20 R. S. zu erlegen. Wo sollte man eintreten? Der Park ist

aller Welt offen und das Gasthaus hat keinen abgeforderten Garten. Von weitem hört sich überdies solche Musik viel besser an. Und selbst die Spaziergänger, welche vielleicht die Absicht hatten, im Vorübergehen einzusprechen und etwas zu verzehren, unterließen es wohl, weil der Eintritt in das Gasthaus mit 20 R. S. besteuert war. Da versteht es die Konfordia mit ihren Rosen schon besser. Man muß den Leuten Lust machen einzutreten, und das geschieht am leichtesten dadurch, daß man den Eintretenden viel und denen, die draußen bleiben, gar nichts giebt.

Der deutsche Gasthof auf Krestowski scheint nunmehr gänzlich seines früheren Glanzes beraubt zu sein. Da brennen des Abends vier oder fünf trübe Kia-King-Laternen und beschatten, denn diese Art von Laternen ist nicht zum Beleuchten eingerichtet, ein winziges, heiseres und was noch schlimmer ist — namenloses Orchester, umgeben von einem leeren Garten. Aus der Ferne, vom anderen Ende der Insel, tönt die unermüdliche Pauke des russischen „Traktiers“ herüber, dann und wann begleitet von dem gellenden Tone eines Natur-Sängers oder dem schrillen Pfeifen der kleinen Dampfboote, die dort anlegen. Das Ganze macht einen gründlich melancholischen Eindruck. Dagegen geht es in der Gegend der „Stadt Lübeck“ auf Petrowski ausnehmend munter zu. Die

„Stadt Lübeck“ scheint trotz ihres hôtellartigen Namens durchaus keine übertriebenen Prätensionen zu machen, sondern, wie die Franzosen sagen, ein houchon oder schlechtweg eine Kneipe zu sein, in der vor allen Dingen die Lustigkeit herrscht. Da wird bei jedem Wetter, das Gott giebt, gefiedelt und pausenlos gepaukt bis in die späte Nacht hinein, und oft überönt die Fröhlichkeit der Zuhörer sogar den beliebten zerbrechlich dünnen Ton des cornet-à-piston.

Im Tivoli, dem bachumflössenen Uferlande des Kuschelew-Besborodkischen Gartens, das seinen stolzen Namen eben so standhaft trägt als alle übrigen nachgeborene Tivoli, wirkt drei bis vier Mal wöchentlich die Schindler'sche Kapelle. Aus der Stadt kommen wenig Leute dorthin, nur die Umwohner pflegen sich zahlreich einzufinden. Die hohen Birken, welche rings die Insel bekränzen, bilden eine vortreffliche Resonanz. Das Orchester hat besonders gute Violinisten und die humoristischen Kompositionen Lumbyses mit obligatem Hahnenschrei, Champagner-Propfen- und Gläserklang u. s. w. erreichen ihren Zweck vollkommen, indem sie nicht nur den Beifall der menschlichen Zuhörerschaft erwerben, sondern auch die Hühnerhöfe der Nachbarschaft, die sich sonst bei so später Stunde schon vertrauensvoll dem Schlafe zu überlassen pflegen, in Alarm bringen.

F e n i l l e t o n .

Berlin. Bei der Ankunft des Königs wurden von der Reaktion in verschiedenen Straßen und Kasernen die schwarz-weißen Fahnen herausgesteckt. Bald erhoben sich diesen gegenüber die rothen Fahnen und wurden nicht eher weggenommen, als bis die schwarz-weißen verschwunden waren.

* * Karl Beck hat in der National-Zeitung nachstehende Gedichte veröffentlicht: Der 6. August. An Deutschland.

Das ist ein riesig Vorbereiten
Seit Wochen und seit Monden schon!
Das ist ein Klügeln und ein Streiten,
Ein wirres Reden, wie vor Zeiten
Beim Bau des Thurms von Babylon!

Ach, eitel blieb das kühne Streben,
Ach unvollendet blieb er stehn:
Du Land der Eichen, Land der Aeben,
Du meine Liebe, du mein Leben,
Und soll es also dir ergehn?
Man will dich stärken, will dich einen,
Man prahlt am Main und an der Spree;
Ich aber möchte bitter weinen,
Zerrißen willst du mir erscheinen,
Verlassener denn je, denn je!
Kein Preußen! schallt es durch die Länder,
Kein Oestreich! hallt es früh und spat —
Sie tragen deine Farbenbänder, —
Und werden deine Ehrenschilder,
Daß Gott erbarm, in Wort und That!

Sie müßten rollen ihre Bahnen
 Um dich in treuer Mondespflicht:
 Doch jedes Lichtchen zählt die Ahnen,
 Die Fahnen und die Unterthanen,
 Und hieße gern das große Licht.
 Das ist ein Grollen und ein Klagen!
 Noch ruht das Schwert — doch zuckt die Hand;
 * Ach und vielleicht in späten Tagen,
 Wird immer noch der Enkel fragen:
 Was ist des Deutschen Vaterland?

* * *

Ob unser Muth auch brechen will
 In dieser allerschwersten Stunde,
 Wir glauben still, wir hoffen still,
 Von Oben wird uns eine Kunde:
 „Was ich geprüft mit diesem Schmerz,
 Geweiht mit dieser Duldergabe,
 Das ist mein vielgeliebtes Herz,
 An dem ich Wohlgefallen habe.“
 „Ob auch die Völker spöttisch sehn
 Die Unschuld an das Kreuz geschlagen —
 Unsterblich wird sie auferstehn,
 So spricht der Herr! nach wenig Tagen!“
 Ob auch der Muth uns brechen will
 In der Versuchung schwerster Stunde,
 Wir glauben still, wir hoffen still,
 Halt aus, o Herz, o Herz gesunde!
 Bald sagt der Welt, die uns geschmäht,
 Der Feierglanz auf unsern Wangen,
 Daß einer Sonne Majestät
 In deutscher Nacht ist aufgegangen,
 Wo dann ein Herz und eine Hand,
 Wo kühn der Mann und sanft die Frauen,
 Das ist des Deutschen Vaterland,
 Dort ist es gut die Hütte bauen!

* * Folgende authentische Bekanntmachung
 sollte an alle Kirchenthüren angeschlagen werden:
 Meine Ehefrau wurde am 6. d. M. früh um 2
 Uhr und $\frac{1}{4}$ nach 8 Uhr von Zwillingssöhnchen
 entbunden; nach dieser schweren Entbindung wurde
 dieselbe sehr krank: sie bekam das rheumatische,
 das Kindbettfieber und die Unterleibs-Entzündung,
 so daß ihr 2 Mal Ader gelassen werden mußte.
 Da nun meine enge Wohnung für die schwere
 Kranke nicht passend war, blieb mir nichts übrig,
 als sie, die nun 12 Kinder gezeugt hat, zur
 Charité zu bringen. Jetzt war ich armer Fa-
 milienvater, der noch 5 Kinder zu ernähren hat,
 verlassen. Da trat die Wohlthät. Direction der
 Armen-Beschäftigungs-Anstalt in's Mittel und
 brachte meine zwei gesunden Knaben bei zwei
 säugenden Frauen zur Nahrung unter. Meine
 Ehefrau, zu sehr abgeschwächt, verlor den Ver-
 stand; und meine Angst und Gram für meine
 arme Frau, die so viel Angst und Noth in ihrem

Gestand empfunden hat — mein Gott, ich kann
 es keinem Menschen beschreiben!! — Nun schritt
 ich zur heiligen Taufe, den 9. d. M. — Wo
 nun Zeugen bekommen für meine zwei Söhnchen?
 — So schrieb ich an den Herrn Bischof Nean-
 der, Brüderstraße 10. Derselbe ließ mir sagen,
 darauf könnte er nichts geben. — Dann schrieb
 ich an den Herrn Superintendenten Prediger
 Schulz, Sophienstraße 3. Derselbe erbrach den
 Brief nebst Karte, ließ ein Stück Geld wechseln
 und gab mir — 6 Pfennige. Dann wurde
 mir es leid, ferner an die Geistlichen zu gehen.
 So sind diese beiden gesonnen gewesen. Ist das
 christlich? Der Weber Ernst Wilh. Haus-
 mann, Alexanderstraße 5.

Coblenz. Bei der Illumination zu Ehren
 des Reichsverwesers, hatte ein Schlächter eine un-
 geheure Wurst an seinem Fenster aufgehängt, an
 welcher 38 größere und kleinere Würstchen bau-
 melten. — Darunter stand geschrieben: „Was
 diese Wurst ist unter den Würsten — ist der
 Erzherzog Johann unter den Fürsten.“

Hamburg. Bei der Illumination der
 Stadt, zu Ehren des Reichsverwesers, war fol-
 gendes Transparent zu lesen:

Johann,
 Spann' an!
 Sagern voran,
 Heckscher achterrupp!
 Holl Di jo nich upp!

London. Drurylane ward mit einer Vor-
 stellung Heinrich's VIII. eröffnet, und zwar auf
 Befehl der Königin, zu Gunsten des Hrn. Ma-
 cready, der den Cardinal Wolsey vortrefflich spielte,
 das heißt in jener herkömmlichen, übertriebenen,
 schreienden und handschreitenden Weise, worin der
 deutsche Geschmack sich wie bei der englischen
 Schildkröten-Suppe die Zunge verbrennt. Die
 Königin erschien in vollem Hofstaate; eine nicht
 geringe Genugthuung für den beleidigten Tragö-
 den, welcher durch frühere Vernachlässigung so
 erbittert war, daß er sich nicht dazu hergeben
 wollte, auf den Wunsch der Königin, die Antigone
 zu lesen. Man machte es bisher der Königin
 zum Vorwurfe, daß sie für italienische Musik be-
 geistert sei, aber sich nicht kümmern um das eng-
 lische Drama. Jetzt kommt sie auch hierin dem
 englischen Volkswunsche nach und war schon mehr-
 mals im Theater; Punch fand es sehr passend,
 daß an dem Abende, wo sie zum ersten Male im
 Haymarket erschien, das Stück: „The Wonder“
 (das Wunder), gegeben wurde!

* * * Ehedem war es bei mehren Nationen,
 besonders bei den Deutschen und Engländern ge-

wöhnlich, so oft über irgend eine Angelegenheit von einiger Bedeutung berathschlagt werden sollte, einen Schmaus zu veranstalten. Einst war in einer Kirche in England an einer Glocke der Strick gerissen. Der Glöckner fragte bei einem Kirchenvorsteher an, ob der Strick geflickt, oder ein neuer angeschafft werden sollte. Der Vorsteher versprach, die Sache mit seinen Kollegen zu überlegen. Es wurde daher eine Zusammenkunft angeordnet, bei welcher die Mahlzeit der Kirchenkasse 12 Pfund Sterling kostete. Nach Tische wurde die Berathschlagung über den Strick vorgenommen, und das Endurtheil fiel dahin aus: „Daß, da die Kirche zu arm sei, um einen neuen Strick zu kaufen, der alte geflickt werden müsse.“

Paris. Ludwig Eugen Cavaignac, zweiter Sohn des Konventsmitgliedes dieses Namens, ward am 15. Dec. 1802 geboren und, nachdem er die polytechnische Schule und die Militärschule zu Metz verlassen, 1827 zum Oberlieutenant im zweiten Genieregiment ernannt. Nach dem Feldzug in Griechenland, den er mitmachte, erhielt er den Hauptmannsrang. Als einer der ersten Unterzeichner des bekannten Entwurfs zu einem patriotischen Nationalverein ward er 1831 des Dienstes entlassen, im folgenden Jahre aber wieder einberufen und nach Afrika geschickt, wo er die Aufmerksamkeit des Marschalls Clauzel auf sich zog, und an der Spitze von 500 Freiwilligen aller Waffengattungen auf einem ihm anvertrauten Zuge mit geringen Mitteln Ausgezeichnetes leistete. Seine fernere glänzende Laufbahn ist bekannt. Er ward Divisionsgeneral, Gouverneur von Algier, Kriegsminister und endlich der Retter der Republik, die in den Gefahren der Junitage die exekutive Gewalt seinen Händen anvertraute. Als den 24. Juni die Insurgenten übermächtig vordrangen, und die Meldung eintraf, daß einerseits das Stadthaus hart bedrängt sei und andererseits die Boulevards im Rücken der Truppen sich mit Schaaren von Blousenmännern anfüllten, die vermuthlich nur den günstigen Augenblick abwarteten, um mit den Insurgenten gemeinschaftliche Sache zu machen, entschloß sich Cavaignac, um die drohende Gefahr zu beschwören und sich den Rücken frei zu halten, unverzüglich Paris in Belagerungszustand zu erklären und die Strenge des Standrechts eintreten zu lassen. Diese Maßregel war für den Sieg der Sache der Ordnung entscheidend. Der Belagerungszustand dauert noch immer fort, und ist der Bevölkerung, die darin eine Bürgerschaft der Ruhe erblickt, ein willkommenes. Cavaignac ist als redlicher Mann, als tüchtiger Soldat, als echter Republikaner im Sinn des „National“ bekannt, zu dessen talentvollsten Re-

daktoren einst des Generals verstorbenen Bruder gehörte. Sein Charakter bürgt für die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Staatsform, der sich in diesem Augenblick nicht allein die wirklichen Republikaner, sondern aus Bedürfniß einer einzigen kräftigen Regierung, und eines festen Haltpunkts in bewegter Zeit, vorderhand auch die Nicht- und Nothrepublikaner anschließen. In diesem Sinne hat denn auch ein zahlreicher Verein von Volksvertretern in der Nationalversammlung ein Programm zur Unterzeichnung niedergelegt, welches zum Zweck hat, eine Einigung aller Parteien zum Wohl des Landes herbeizuführen und zur Befestigung der Republik. Durch Unterstützung der gesetzlichen Regierung, durch Friede und Eintracht sollen äußere und innere Ruhe, Sicherung der Familie und des Eigenthums, dieser Grundvesten der Gesellschaft, Entwicklung der unteren Schichten dieser letztern, Verbesserung des Schicksals der nothleidenden Klassen und Abstellung des Elends erzielt werden, sowie überhaupt eine fortschreitende Verbesserung aller Zustände im Bereich des Staatsorganismus und des Volkslebens. Der Verein erblickt in sämmtlichen Mitgliedern der Nationalversammlung, welcher Farbe sie auch angehören mögen, Republikaner, und fordert alle auf, ihm im Geiste der Versöhnung und mit der Energie einer aufrichtigen Gesinnung beizutreten, in der Ueberzeugung, daß ein solches Zusammenwirken mächtig genug sein werde, um jene ehrliche, feste und gemäßigte Republik zu gründen, die Frankreich verlangt, und welche allein zum Heil führen kann. Möge der Zweck erreicht, und Paris endlich aus dem Zustande der Entmuthigung erlöst werden, in welchem es schmachtet. Auf Cavaignac sind Aller Augen gerichtet. Man traut seiner Gesinnung, seinem Patriotismus, seiner Kriegerenergie, weniger aber seiner geistigen Befähigung in politischen Dingen, einer kleinen, aber rührigen und gewitzigen Partei gegenüber, die viele parlamentarische Taktiker in sich schließt und Hr. Thiers an ihrer Spitze hat. Mit diesem gewandten Staatsmann soll der ehrliche Kriegsmann in fleißigem Verkehr stehen. Frankreich aber will Ruhe und Frieden, und es soll, von der Nationalgarde ausgehend, eine Bittschrift zur Unterzeichnung in Umlauf sein, worin die Nationalversammlung aufgefordert wird, die dem General Cavaignac anvertraute Diktatur auf zwei Jahre zu verlängern. Viele sind darauf gefaßt, demnächst Hr. Thiers, von dem man jetzt so wenig hört, aber bald schon mehr hören wird, an der Regierung und endlich als Präsident der Republik an die Spitze derselben treten zu sehen. Nur muß sich zuvor die Gährung der Gemüther etwas gelegt haben. (M. Z.)

Salzburg. Nach der Proklamation der Pressfreiheit, ließ um die Mittagszeit die Duleysche Buchhandlung ihre letztangekommenen Bücherballen, von dem Cinnehmeramte, von wo sie sonst immer zur Censur wandern mußten, feierlich abholen und in's Kaufgewölbe bringen. Die auf einen Wagen geladenen und von zwei Pferden gezogenen Bücherballen, die sämmtlich auf's reichste mit Bändern und Reifern geschmückt waren, wurden wie im Triumphe durch mehre Gassen und Plätze der Stadt geführt. Den Zug eröffnete ein Commis, zu beiden Seiten des Wagens machten Studenten Spalier, und nach dem Wagen folgten Literaten, Professoren und andere Honoratioren.

Weimar. Göthe's politische Ansichten: Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren. Ebenso wenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volks ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen, und sich nicht so lange sträuben bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird. Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten. Die Zeit aber ist im ewigen Fortschritt begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung die 1800 eine Vollkommenheit war, vielleicht 1850 ein Gebrechen ist. Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen ohne Nachäffung einer andern. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als Gift. Alle Versuche

irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht, und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg, denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Puschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Böbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht, und unter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohls nur die gemeinsten egoistischsten Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebenso wenig als ich ein Freund von Ludwig XV. bin. Ich haße jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebenso viel Gutes vernichtet als gewonnen wird; ich haße die, welche ihn ausführen, und die, welche dazu Ursache geben. Ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschenatur und ein tüchtiger Menschenwerth dahinter steckte, nie viel Respekt. Ja es war mir so wohl in meiner Haut, und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Man soll junge Leute zu höheren Aemtern nehmen, aber Capacitäten, klar und energisch, vom besten Willen und edelsten Charakter. Bei keiner Revolution sind die Extreme zu vermeiden.

Wien. Aus einer Vorlesung Saphir's: Die erste allgemeine Ständeversammlung in der Arche Noä. . . . Nicht mit Licht und Leuchte wollen unsere Journalisten die Dunkelheit erhellen, sondern mit Blitzen sie zerreißen; der Staub des Gefechtes macht unsere Fechter blind; anstatt von Entwicklung zu Entwicklung zu gehen, gehen sie von Zerstückelung zu Zerstückelung und wollen den Wein der Freiheit gleich alt felter! Alle Kräfte sind um- und überstürzt, der Fluß befruchtet nicht mehr, er verwüstet; das Licht leuchtet nicht mehr, es verzehrt; die Freiheit beseligt nicht mehr, sie betäubt; der Gedanke wirkt nicht mehr, er wüthet; der Geist herrscht nicht mehr, er tyrannisiert. Kurz, in unserer Presse fraternisirt ein viehisches Gelüste mit einer verbitterten Vegetation; der Kampf als Mittel wird Kampf als Zweck; die Polizei und die Denunzianten haben sie aus dem Leben vertilgt, um ihnen in den Zeitungen eine Freistätte zu errichten; sie bauen für ganz winzige Ideen große Triumphthore und kleiden ihre kleinen Umtriebe wie Zwerge bei einem Königszug in leeren Rederprunk und Flitter. Noch andere brauchen die Freiheit bloß als Brücke zu andern Zwecken,

und indem sie sie so brauchen, treten sie selbe mit Füßen; die noch Anderen läuten mit allen Sturmglocken, nicht um die Wolken zu zertheilen, sondern um das Ungewitter anzuziehen. Um die Früchte vom Baume der Zukunft zu pflücken, hauen sie den kaum blühenden Baum um. Im Sturme glauben sie das Schiff zu erleichtern, wenn sie alle Güter über Bord werfen: Religion, Sitte, Treue, Achtung vor Gesetz u. s. w.; in dem Sturme greifen sie zu dem gefährlichen Mittel: alle Schiffsgesangene zu befreien; sie entfesseln alle Leidenschaften und vergessen, daß am Ende das Schiff aus dem Sturme kommt, aber dann von den nicht mehr zu zügelnden Leidenschaften überwältigt und der Zerrüttung Preis gegeben wird. Sie räumen aus unseren Herzen alle Dinge weg, nichts soll uns heilig sein, Alles, was irgend eine Höhe hat, durch Geburt, Gesetz, Geist, Ruf, militärischen Ruhm u. s. w. — Alles soll wie ein Distelkopf abgeschlagen werden. Allein die neuen Möbel, mit welchen sie unser Herz möbliren wollen, sind schlecht, und die Tugenden und Höhen, die sie uns anbieten, betrachten wir zagend, weil das Gefäß, in welchem sie uns kredenzt werden, oft ein zweideutiges, ein unreines ist. — Allein auch diese Zeit des Wundstiebers unseres Umsturzes geht vorüber; nicht nur der ruhige Himmel der Freiheit hat seinen Segen, sondern auch der Orkan der Freiheit ist segenvoll; er schüttelt die Raupen und die faulen Früchte ab vom Baume der Zukunft. Die unberufenen Apostel der Freiheit werden untergehen, das Evangelium der Freiheit wird bleiben.

* * Ein Volk das einmal vom frischen Quell der Freiheit gekostet — und mögen finstere Mächte dem Frank auch das bitterste beigemischt haben — kann sich nicht mehr mit fauligem Cisternenwasser begnügen, selbst wenn es wollte, oder vielmehr es kann nur glauben dies zu wollen. Würde ihm, was es in solchen Augenblicken der Entmuthigung verlangt, ungestümer, haßvoller als früher würde es sich dagegen erheben. Einzelne mögen in Anachronismen verfallen, wie es z. B. Görres geschah, der mit mittelalterlichen Wundern die Wunder unserer Zeit bekämpfen wollte; die Völker aber sind durch einen unvertilgbaren Instinkt vor solchem Irrthum gesichert, sie fühlen das Leben nur so lange vor-

handen als der Form der beseelende Geist innewohnt. Das hindert sie zwar nicht in schwachen Momenten sich zurückzusehnen nach den Fleischtöpfen Aegyptens, doch schwänge nur erst wieder der Sklavenvoigt seine Geißel über ihrem Haupt, sie fänden bald es sei besser in der Wüste umzukommen als unter seinen Streichen, und neuerdings, nur noch entschlossener als früher, zögen sie fort das gelobte Land zu suchen. — Ob sie es finden werden? Ob der Menschheit jemals jener idyllische Zustand zu Theil wird von dem unsere Weltverbesserer träumen, für dessen Erstrebung so vieles, so köstliches geopfert wurde und noch größere Opfer fallen werden? Ich glaube es nicht, wie ich an keinen politischen Messias für die Massen glaube. Naturgesetze lassen sich nicht umstoßen; der Mensch bedarf des Kampfes, auf daß er seine Kraft kennen lerne, und befreien kann er sich nur selbst allein. Alle Staatsformen scheinen mir nur ein Mittel dem Einzelnen die vollste Entfaltung seiner Fähigkeiten möglich zu machen; jene Form, welche der größten Zahl von Individuen diesen Weg zum ewig menschlichen Ziele anbietet, ist die beste, aber in meinen Augen, wie gesagt, doch immer nur ein Mittel. Leider setzen noch die meisten unserer Zeitgenossen das Mittel an die Stelle des selbstständigen Zweckes. Bei uns macht man es fast wie die holländischen Hausfrauen, die vor lauter Fegen und Putzen und Scheuern gar nie zu dem Genuß gelangen, den eine heitere und zierlich ausgeschmückte Wohnung dem Auge und dem Geiste gewährt.

* * Bald wird hier in Wien ein Reichstagsmitglied auf offener Straße insultirt, weil es mißfällige Meinungen vertritt, bald wird ein Redacteur in seiner Wohnung überfallen, bald in einem Gasthause ein Club gesprengt. Das beweist daß Gedanken- und Pressfreiheit einigen unter uns nur noch im Sednizkischen Sinn heilig sind, so weit nemlich als beide sie nicht geniren, und daß dieselben Leute auch das Associationsrecht gern auf ihre Freunde beschränken möchten. Es beweist aber auch nicht mehr, denn diese selbstmörderischen Attentate haben allgemeine Entrüstung erregt und werden der gebührenden Strafe nicht entgehen.

J. Laßler.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.